

VOM VERSCHWIN- DEN LASSEN EINER WELT

Symposium
8. + 9. Mai
Frankfurt

Variationen zum Thema Befreiung Von Charlotte Wiedemann, 8. Mai 2025

Das heutige Datum hat eine nicht zu hintergehende Symbolik. Zugleich ist so unklar wie nie zuvor, was dieser Einschnitt für uns bedeutet, in dieser bedrängenden Gegenwart.

Was am 8. Mai zu Ende ging, wissen wir – aber was ist danach geschehen auf weltgesellschaftlicher Ebene? Was ist entstanden, dauerhaft oder vorübergehend, was ist zerbrochen, zerbröselt, zerrieben – und wo stehen wir heute?

Nicht dass ich darauf klare Antworten geben könnte. Ich möchte nur einige Gedanken an die Hand geben, und einige Wendungen, Bögen und Spiralen beschreiben, historischer und aktueller Art, die uns helfen können, in der gegenwärtigen Situation nicht zu verzagen – auch wenn wir uns von Regression, Gewalt und Nationalismen umstellt sehen.

Als einen Bogen empfinde ich in der Tat mein eigenes Leben: erst die gespürte Nähe des Faschismus, des alten, mit dem misogynen Slogan „Der Schoß ist...“ usw. Dann eine Phase der Beruhigung, der gefühlten Erleichterung, und jetzt erneut die bedrohliche Nähe.

I.

Niederlage oder Befreiung? Daran verlief noch in den westdeutschen frühen 80er Jahren eine Scheidelinie, die grob links und rechts unterschied. Die Befürworter des Begriffs Befreiung stellten sich auf die Seite derer, die Opfer waren, die also tatsächlich befreit wurden. Das war die fortschrittliche Position einer Minderheit.

Als sich Bundespräsident Weizsäcker zum 40. Jahrestag am 8. Mai 1985 den Begriff zu eigen machte, empfand ich das zunächst als intellektuelle Befreiung vom Alldruck des Revanchismus. Im Bundestag, in dessen Nähe ich tätig war, saß noch die Stahlhelmfraktion, Gestalten wie Alfred Dregger, der auf die Wehrmacht, in der er selbst Kommandeur war, nichts kommen ließ.

Erst verspätet wurde mir bewusst, wie viel deutsche Selbstentlastung am Werk war, als mit Weizäckers Rede ein Markstein künftiger deutscher Erinnerungskultur gesetzt wurde. Denn zu den Opfern des Nationalsozialismus zählte Weizsäcker auch die allermeisten Deutschen; das war mir zunächst entgangen.

»Die meisten Deutschen hatten geglaubt, für die gute Sache des eigenen Landes zu kämpfen und zu leiden. Und nun sollte sich herausstellen: Das alles war nicht nur vergeblich und sinnlos, sondern es hatte den unmenschlichen Zielen einer verbrecherischen Führung gedient.«

Die Deutschen nur Irreführte? Das Volk nur »Werkzeug« von Hitlers Hass auf Juden? Die Ausführung der Verbrechen »in der Hand weniger«? Das klang kaum anders als bei Konrad Adenauer 1951.

Erlösung, so lautete ein Schlüsselbegriff Weizsäckers: »Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.« Ein verkürztes Zitat aus dem Talmud; sich aus jüdischer Tradition eine Leitlinie zu borgen, setzte den Ton für die Gedenkkultur der kommenden Jahrzehnte: Wir erlösen uns, indem wir uns mit den Opfern identifizieren. Die Floskel „Erlösung durch Erinnerung“ öffnete die Tür zu dem, was manche später spöttisch Erlösungs-Philosemitismus nannten. Und wir können das alles verlängern bis zur Staatsraison heutiger Art.

War das also ein erstes „Hijacking von Memory“ - von jenem Gedenken, das zuvor, bis in die Mitte der 80er Jahre, erkämpft worden war von Basisinitiativen und von Überlebenden, gegen vielfachen Widerstand? Ja, vielleicht. Aber ich rate davon ab, hier eine allzu gerade Linie zur Gegenwart zu ziehen. Schon allein, weil die westdeutsche Erfahrung nicht alles erklären kann. Und weil die vergangenen 40 Jahre auch gewonnene Kämpfe um inklusives Erinnern sahen und fortschrittliche Disruptionen.

Sicher aber ist: Selbstgerechtigkeit wurde zum festen Bestandteil der staatlich geförderten und irgendwann auch geforderten Erinnerungskultur. Die Unschuldsvermutung gegenüber der Mehrheit der Deutschen der NS-Zeit, die sich bei Weizsäcker kaum anders las als bei Adenauer, deckt sich mit heutigen Umfragewerten.

- 54 Prozent der Deutschen glauben gar, ihre Vorfahren seien Opfer des Nationalsozialismus gewesen.
- Und knapp 30 Prozent meinen, ihre Verwandten hätten versucht, Opfern zu helfen. Der Anteil betrug in der historischen Realität 0,3 Prozent. Eine Selbstverschönerung um das Hundertfache.

Aus der Doppelachse von „Die meisten haben nichts getan“ und „Die meisten haben so schön bereut“, entstand diese feste teigige Masse, so undurchdringlich und unzugänglich für die allermeisten, die in Deutschland keinen familiären Bezug zur NS-Zeit haben. Sie müssen sich, 80 Jahre nach dem 8. Mai 1945, zu Nachfahren von Tätern umfigurieren, um legitimen Zutritt zum Deutschsein zu haben. In den Worten des vormaligen Justizministers Marco Buschmann: *„Deutscher sein bedeutet, aus der Geschichte gelernt zu haben. Wer diese Lernerfahrung ablehnt, muss ja auch kein Deutscher werden.“*

Wer wurde befreit, wer wurde nicht befreit?

Befreit wurden die Lager, befreit wurden die Unterdrückten, Eingekerkerten, die gerade eben noch lebenden Juden und Jüdinnen, die Versteckten, die Zwangsarbeiter:innen. Befreit wurde nicht eine Nation. Im April 1945 erging aus Washington eine Direktive an den kommandierenden General der amerikanischen Besatzungstruppen in Deutschland:

„Deutschland wird nicht besetzt zum Zweck seiner Befreiung, sondern als ein besiegter Feindstaat.“

Es gab, könnte man sagen, mehr Befreier als Befreite...

Waren die Befreier frei?

Es gab Befreier, die bei der Befreiung innerlich unfrei wurden durch ein Trauma, das sie nie mehr loslassen würde. Ich traf neulich die US-Rabbinerin Tirzah Firestone; ihr Vater, ein Jude aus Brooklyn, war als junger GI kurz nach der Befreiung im KZ Bergen-Belsen und konnte darüber zeitlebens nie sprechen. Nach seinem Tod fanden sie die Fotos, die er in Bergen-Belsen gemacht hatte und ihnen nie zeigte.

In *struktureller* Unfreiheit blieben vorerst die Schwarzen GIs. Mehr als eine Million Afroamerikaner kämpften in den US-Truppen. Auf den Fotos von der Befreiung der Konzentrationslager Buchenwald und Dachau sind Schwarze Soldaten in der Regel nicht zu sehen, obwohl sie beteiligt waren.

Die Trump-Regierung hat nun die Fotos Schwarzer US-Piloten aus dem WW2 von den Websides der US-Streitkräfte löschen lassen, weil sie zu woke seien. Dieser Akt des Löschens ist wie eine rückwärts gedrehte Schleife zu einem Stück damaliger Literatur über die Schwarze Kriegserfahrung. Der Schriftsteller Ralph Ellison, der bei der Handelsmarine seinen Wehrdienst leistete, wurde berühmt durch sein Hauptwerk ›Invisible Man‹, in dem er die Unsichtbarkeit zur bis heute gültigen Chiffre für das Nicht-gesehen-Werden rassistisch Diskriminierter machte.

»Die Unsichtbarkeit, die ich meine, ist die Folge einer eigenartigen Anlage der Augen derer, mit denen ich in Berührung komme, des Baus ihrer inneren Augen ...«

Gleich nach dem Krieg schrieb Ellison eine Erzählung über einen Schwarzen US-Piloten, der in deutsche Gefangenschaft gerät. Nach dem Kriegsrecht ist er als der ranghöchste Offizier der designierte Sprecher seiner amerikanischen Mithäftlinge, und die sind ausschließlich weiß. Es entwickelt sich ein dramatischer Konflikt, der für den Piloten umso schwerer wiegt, da er weiß, dass, so Ellison, „sobald der Friede unterzeichnet wäre, der deutsche Lagerleiter in die Vereinigten Staaten auswandern und sogleich in den Genuss von Freiheiten kommen konnte, die selbst den heroischsten schwarzen Soldaten verweigert wurden«.

Als sie heimkehrten, gab es für sie keine Medaillen, sondern rassistisch segregierte Busse und Parkbänke. In den 70er Jahren schrieb der jüdisch-amerikanische Historiker George L. Mosse, selbst Emigrant:

»Die Nationen, die gegen den Nationalsozialismus gekämpft hatten, waren noch viele Jahre nach Kriegsende von der rassistischen Minderwertigkeit der Schwarzen überzeugt, und sie schienen nicht zu erkennen, dass jeglicher Rassismus – ob er nun auf Schwarze oder auf Juden zielte – aus demselben Stoff war.«

Aus demselben Stoff: Diese Weisheit ist in den heutigen spaltenden Debatten über Antisemitismus verloren gegangen. Aber ich schließe nicht aus, dass sie zurückgewonnen wird, unter dem Zwang gegenwärtiger Verhältnisse.

Nehmen wir Jason Stanley, den jüdischen Autor des Bestsellers „How Fascism works“. Seine deutschen Großeltern flohen aus Nazi-Deutschland; er selbst zog wegen Trump jetzt nach Kanada. Stanley sagt:

„Was Trump heute macht, haben wir in diesem Land sehr lange mit Schwarzen Amerikanern gemacht. Wir nennen aber eine Struktur erst dann Faschismus, wenn man mit Weißen das macht, was Weiße sehr lange mit Schwarzen gemacht haben.“

Er hat selbst Schwarze Kinder. Was Jason Stanley 2025 sagt, erinnert übrigens daran, was Aimé Césaire 1950 sagte. Erneut eine Schleife.

Zu den unfreien Befreiern von 1945 zählten gleichfalls die Millionen Kolonialsoldaten. Das Ausmaß, in dem sie aus unserer Erinnerung getilgt sind, zeigt, dass die globalhistorische Dimension des Zweiten Weltkriegs bis heute kaum begriffen wird. Und damit meine ich: Die Verwobenheit von Kolonialität und Nationalsozialismus, von Befreiung in Europa und Unterdrückung in den Kolonien.

So wie für die Schwarzen GIs die Kriegserfahrung eine entscheidende Konfiguration für die spätere Bürgerrechtsbewegung wurde, schärfte sie bei vielen Soldaten aus den Kolonien das Bewusstsein für die antikoniale Befreiung.

Im algerischen Sétif wurde am 8. Mai 45 die Freude über den Sieg und die von General de Gaulle in Aussicht gestellte baldige Unabhängigkeit durch ein französisches Massaker in Blut erstickt.

Algerier kämpften erst mit Frankreich gegen NS-Deutschland, dann gegen Frankreich für die eigene Befreiung. Und Frankreich rekrutiert gegen seine Waffenbrüder von gestern nun seine Feinde von gestern, nämlich vormalige Wehrmachtsoldaten, frisch aus den Kriegsgefangenenlagern, für die schmutzigsten Einsätze gegen die algerische Zivilbevölkerung.

Es ist übrigens keine russische Erfindung, einen Krieg, der auf die Zivilbevölkerung zielt, mit einer verharmlosenden Bezeichnung zu belegen. Frankreich nannte den Algerienkrieg, dem Hunderttausende Einheimische zum Opfer fielen, noch drei Jahrzehnte nach dessen

Ende eine „Operation zur Aufrechterhaltung der Ordnung“. Dass es sich um einen Krieg handelte, erkannte der französische Staat erst 1999 an, und es brauchte noch einmal zwei Jahrzehnte, um den systematischen Einsatz von Folter einzuräumen.

In Westafrika entsteht aus der Kriegserfahrung 1947 der erste Streik für gleichen Lohn von Schwarzen und weißen Eisenbahnern. Der Streik wird nach fünf harten Monaten ohne Lohn gewonnen, er schreibt Sozialgeschichte. Der Senegalese Ousmane Sembene verfasst darüber den Roman „Gottes Holzstücke“, den er den Gewerkschaftern der ganzen Welt widmet.

In dieser Formulierung drückt sich aus, wie Transnationalität als Selbstverständlichkeit im Kampf für Gleichheit und Gerechtigkeit begriffen wurde - während bei uns weiterhin nicht-europäische Erfahrungen aus dem Kanon der menscheitsgeschichtlich bedeutsamsten Ereignisse ausgegrenzt werden. Diese Ausgrenzung oder Geringschätzung ist das Meta-Thema der Debatte um Erinnerungspolitik und Weltgedächtnis.

Am 2. September 45 kapitulierte Japan (und wir wissen, was vorher geschah); weniger als zwei Tage danach erklärte Indonesien seine Unabhängigkeit, nach dreieinhalb Jahrhunderten niederländischer Kolonisierung, auf die bis heute jeder und jede Zweite in den Niederlanden stolz ist. Die Niederlande, die nur vier Tage um die eigene Freiheit gegen die heranrückende Wehrmacht gekämpft hatten, kämpften nun vier Jahre gegen den Freiheitsdrang Indonesiens. Und als - noch einmal das Jahr 1947 - in Amsterdam die erste Ausgabe des Tagebuchs von Anne Frank erschien, schritten niederländische Soldaten in der Kolonie zu Massenexekutionen.

Diese Parallele lässt sich weiten: Hier die Nürnberger Prozesse, dort europäische Kolonialverbrechen gegen die Zivilbevölkerungen - Verbrechen, die nach den Nürnberger Statuten gleichfalls crimes against humanity waren und doch wie selbstverständlich straffrei blieben.

Die weiße Straflosigkeit verlängerte sich bis in die textliche Abfassung der Anti-Genozid-Konvention von 1948 hinein. Auf Drängen der europäischen Kolonialmächte und der USA bekam sie nach langem Ringen einen Wortlaut, der die Massentötung multiethnischer indigener Bevölkerungen nicht erfasste.

Es wird leicht übersehen, dass der Plan der Vereinten Nationen zur Teilung Palästinas 1947 und die nachfolgende Gründung Israels 1948 auf einen historischen Moment fallen, den wir als Scheitelpunkt zweier Epochen betrachten können, der kolonialen Ära und der beginnenden Dekolonisierung.

Für die Annahme des Teilungsplan in den UN reichten 33 Stimmen! Denn ein großer Teil der Welt durfte noch keine Stimme haben.

Bei der Planung des UN-Gebäudes 1947 hatten die UN 57 Mitgliedsstaaten; man plante für eine Erweiterung auf bis zu 70 Mitglieder. Diese Marke wurde bereits wenige Jahre später überschritten. Das nächste Erweiterungsprogramm projektierte nun als Fernziel 126 Mitglieder. Heute sind es 193. Sehen wir diese Zahlen als Symbol für die Mühe, sich in den USA eine institutionelle Weltgesellschaft der vielen überhaupt vorstellen zu können.

Wie sie dann entstand, das war ein Prozess der Versüdlung der Generalversammlung, und diese Versüdlung lässt sich an den Abstimmungen zu Palästina ablesen. Auch darum hat dieses Thema eine so symbolische Bedeutung, weil es wie ein Brennglas Weltgeschichte einfängt.

Dazu noch ein kleiner historischer Exkurs: Indien war bereits am 15. August 1947 unabhängig geworden; für den Soziologen Du Bois das bedeutendste Datum der modernen Geschichte. Eines der ersten Vorhaben Indiens in den UN war: gemeinsam mit Iran und Jugoslawien für Palästina eine föderale Lösung mit je einem autonomen jüdischen und arabischen Teilstaat auszuarbeiten. Der Plan scheiterte und anschließend stimmte Indien gegen den Teilungsplan, wie wir ihn kennen.

Heute gehört Modi zur Netanjahus ethnonationalistischer Freundschaftsachse, aber der einstige föderale Plan für Israel-Palästina, den man heute als „Egalitarian Bi-Nationalism“ bezeichnen würde, bleibt das Projekt der Zukunft.

II.

Mit dem Beginn einer internationalen Strafgerichtsbarkeit und der Erklärung der Menschenrechte gilt die Etappe nach 1945 als Beginn einer globalen Ordnung, die heute wieder in Frage stehe. Das ist nicht ganz falsch, aber auch nicht wirklich richtig, denn für den kolonisierten Teil der Welt bedeutete 1945 mehr Kontinuität als Bruch.

Aus Sicht der Kolonisierten begann die neue Weltordnung nicht 1945, sondern zehn Jahre später, mit der Konferenz von Bandung im April 1955; auch dies ein runder Jahrestag. In Bandung, auf der indonesischen Großinsel Java, trafen sich Delegierte aus 29 Staaten vor allem Asiens und Afrikas sowie diverse Befreiungsbewegungen. Mit China und Indien als Teilnehmenden repräsentierte die Konferenz fast anderthalb Milliarden Menschen, mehr als die Hälfte der damaligen Weltbevölkerung.

Manche Länder waren gerade erst unabhängig geworden oder kämpften noch darum. Der Sudan hatte nicht einmal eine Fahne, eilig wurde ein Stück Stoff bestickt. Der indonesische Präsident Sukarno sagte zu Beginn, diese erste große internationale Konferenz ohne weiße Mächte markiere „einen Neuanfang in der Geschichte der Welt“.

Bandung war damals bereits eine Stadt von einer halben Million Einwohner:innen. Ein Wald von Fahnen proklamierte die asiatisch-afrikanische Solidarität; die Hauptstraße wurde „Jalan Asia Afrika“ genannt, so heißt sie noch heute.

Die vielleicht wichtigste Schlussfolgerung der sechstägigen Zusammenkunft war, niemand müsse zwischen den Großmächten im neuen Ost-West-Konflikt wählen. Möglich sei eine „positive Neutralität“, wie Nehru es ausdrückte, es sei Raum für eine Dritte Welt. Der neue Begriff stand nicht, wie später hineingedeutet, für Armut, sondern für Freiheit und Solidarität. Vor allem stand er für die Möglichkeit einer Alternative – für jenes Dritte, jenen dritten Raum zwischen zwei falschen Polen oder Systemen, der heute im Denken von medico so wichtig ist. In Bandung stand die Wiege der späteren Bewegung der Blockfreien Staaten.

Für die afroamerikanischen Intellektuellen war der Kampf um Bürgerrechte in den USA nunmehr untrennbar verbunden mit der Befreiung der Völker of Color. Du Bois, Malcolm X, Martin Luther King, Paul Robeson, sie alle bezogen sich auf Bandung. Acht Monate nach der Konferenz weigerte sich Rosa Parks, ihren Sitzplatz in einem Linienbus für einen Weißen zu räumen, Auftakt zum legendären Bus-Boykott von Montgomery, Alabama.

Bandung hallte nach, in verflochtenen Geschichten. In Kairo sagte Nasser in Radioansprachen, die er nun auf Swahili senden ließ:

„Meine afrikanischen Brüder, ich rufe euch dazu auf, Seite an Seite mit den Arabern gegen diese weißen Schweine zu kämpfen, bis die Freiheit errungen ist.“

Die Hoffnung auf eine postkoloniale Eigenständigkeit, in der die Länder des Südens und des Ostens einander zur Seite stehen würden, ohne Hegemon, wurde im Kalten Krieg bald erstickt. Gleichwohl markiert Bandung, in einer Wendung des Historikers David van Reybrouck, „die Entstehung der modernen Welt“ als Morgenröte menschlicher Gleichheit.

Die Moderne begann nach diesem Verständnis nicht durch geistige oder technische Errungenschaften weißer Westler:innen, sondern sie begann, als immer mehr Menschen auf diesem Planeten der Vorstellung von Egalität für ihr eigenes Leben Geltung verschaffen wollten. In diesem Sinne erzählt Bandung von einer vergangenen Zukunft, von einer gültig gebliebenen Perspektive.

Aber gewiss: Der vielbeschworene Geist von Bandung hat mit dem Geist von Brics nicht viel gemein. Die Sprache des Antikolonialismus wurde kooptiert und zu oft kompromittiert von autoritären Demagogen.

Die äthiopisch-amerikanische Politikwissenschaftlerin Adom Getachew hat Aufstieg und Niedergang der postkolonialen Selbstbestimmung in ihrem Werk „Die Welt nach den Imperien“ analysiert. Verkürzt zusammengefasst: Der Aufstieg der Selbstbestimmung war der Kampf für globale Umverteilungsgerechtigkeit und der Niedergang der Selbstbestimmung war der Sieg einer neoliberalen Gegenrevolution. Aber für Getachew ist dies keineswegs das letzte Wort.

„Die Vision einer postimperialen Weltordnung, welche die ersten drei Jahrzehnte nach 1945 inspiriert hat, scheint von unserer politischen Gegenwart sehr weit entfernt zu sein. Aber es wäre ein Fehler, den Niedergang von Strategien mit dem Niedergang einer moralischen und politischen Vision gleichzusetzen, die eine egalitäre und herrschaftsfreie Welt anstrebt. Situationen, die wie Schlusstriche wirken, sind auch Gelegenheit, die Umrisse einer antiimperialen Zukunft neu zu ziehen und neue Strategien zur Verwirklichung dieser Vision zu entwickeln. Wir befinden uns in einer Gegenwart inmitten von Ruinen, aber auch der Verheißung.“

Dazu passen zwei Fotos, die mich in jüngster Zeit tief beeindruckt haben: Das erste Foto zeigt die saudischen Gastgeber am Kopf des Tisches, beim ersten Gespräch über den Ukraine-Krieg, seitlich sitzen jeweils die russische und die US-amerikanische Verhandlungsdelegation. Ein Männerbild, ein Schurkenbild, zugleich ein Ausblick auf Künftiges in einer nicht mehr westlich dominierten Welt. Das zweite Foto zeigt die südafrikanische Juristen- und Juristinnen-Delegation bei der Klage gegen Israel vor dem Internationalen Gerichtshof. Der Süden nimmt das Völkerrecht in die Hand. Auch dies ein Ausblick, diesmal der helleren Art.

III.

Der Begriff „Westen“ setzte sich durch, als man im frühen 20. Jahrhundert, vor allem in England, nicht mehr so unbefangen wie vorher vom Weißsein reden wollte. Westlich und weiß sind nicht identisch, aber haben vieles gemein: vor allem das Gefühl der eigenen Überlegenheit. So wie weiß die Norm bedeutete, die Grundform von Menschsein, so empfanden sich die Europäer:innen als Gravitationszentrum der Welt.

Damit komme ich zu einer dritten Variante von Befreiung, nämlich der Befreiung des Universalismus vom Eurozentrismus.

Der indische Historiker Dipesh Chakrabarty hat für dieses Ziel die Wendung von der „Provinzialisierung Europas“ eingeführt. Das war vor 20 Jahren. Im heutigen Diskurs über Aufrüstung und Systemkonkurrenz wird der Begriff von Konservativen und Rechten geteilt benutzt: Als Albtraum eines im Weltmaßstab abgeschriebenen Kontinents. Die Losung dagegen heißt nun: „Ende der Selbstentmachtung Europas“, etwa durch eigene Atomwaffen.

Was aber war aus fortschrittlicher, aus südlicher Sicht gemeint? Chakrabarty zählt zu jener Generation, die Salman Rushdie die „Mitternachtskinder“ getauft hat, weil sie in zeitlicher Nähe zur indischen Unabhängigkeit geboren wurden. Als marxistischer Intellektueller initiierte Chakrabarty mit anderen Inder:innen die „Subaltern Studies“, eine neue Betrachtung der Welt, in der die Subalternen, also die Marginalisierten und Unterdrückten, Akteur:innen der Geschichte sind und nicht in deren Wartesaal abgeschoben werden. Die Subaltern Studies fanden bald den Weg an die Universitäten des Westens. Chakrabarty wurde Professor in Chicago und ein Vordenker auf dem Feld der Globalgeschichte.

Europas intellektuelle Gestalt nennt er janusköpfig: Das Europa der frühen Neuzeit und der Aufklärung habe der übrigen Welt wichtige politische Ideen der Moderne geschenkt, aber mit ihnen gleichzeitig die Unterdrückung anderer gerechtfertigt. Ein Intellektueller wie er befände sich deshalb in einem „postkolonialen Dilemma“:

„Die Gedankenwelt, die während des Zeitalters der europäischen Expansion und Kolonialherrschaft entstand, erscheint zur Beschreibung und Analyse unserer eigenen, nichtwestlichen Gesellschaften ebenso unverzichtbar wie ungenügend.“

Unverzichtbar sei das europäische Gedankengut weniger aufgrund analytischer Schärfe als wegen seiner emanzipatorischen Entwürfe, seinen Visionen von Gerechtigkeit und Freiheit. Ihretwegen hätten sich anticoloniale Kämpfer des Südens auf das europäische Erbe berufen, sozusagen gegen die realen Europäer:innen. „Wenn wir das europäische Denken ablehnen, würden wir einen Teil unserer selbst zurückweisen“, schrieb Chakrabarty und erklärte Europa zum „Bestandteil von jedermanns Erbe.“

Allerdings unter der Prämisse, dass dieses Gedankengut sowohl im Geist wie in der praktischen Anwendung zugleich universalistisch und provinziell ist. Denn mit vermeintlich

neutralen Begriffen wie Nation, Revolution oder Fortschritt hatten europäische Erfahrungen Weltgeltung beansprucht und historische Verläufe andernorts in ihr Deutungsmuster gezwungen. So wurde Modernität fast überall mit einem bestimmten Europa identifiziert. Allerdings leisteten Nationalisten der Dritten Welt dabei ungewollt Hilfsdienste, als sie die Idee der Nation in ihren Ländern als fortschrittliche Erfüllung propagierten.

Europa provinzialisieren, das bedeutet Chakrabarty zufolge: Modernität ist heute ein Terrain von Auseinandersetzungen, in denen sich Gesellschaften und Kulturen auf Augenhöhe begegnen. Das hat fortgesetzte Gültigkeit – gerade heute, da Postkolonialismus und Universalismus oft als vermeintliche Gegensätze gegeneinandergestellt werden. Ein progressiver Universalismus kann nur ein Gebrochener sein, der sich seiner Situiertheit und Begrenztheit bewusst ist und der langen Geschichte seines Missbrauchs.

Aus Sicht des globalen Südens waren die Impfstoffverteilung bei Covid und der verweigerter Einspruch gegen die genozidale Kriegsführung in Gaza besonders krasse Belege westlicher Doppelstandards, doch nichts genuin Neues.

Wobei für mich der Missbrauch der Holocaust-Erinnerung zur Rechtfertigung eines anderen mutmaßlichen Genozids eine neue Qualität hat, die mich von der politischen Klasse Deutschlands mehr denn je entfremdet hat. Ich akzeptiere, wenn Ovaherero-Vertreter:innen eher eine Kontinuität sehen, nach dem Motto: von Windhoek nach Gaza. Aber es lag ja doch etwas dazwischen, etwas Entscheidendes, das mit dem heutigen Datum zu tun hat. Ähnlich wie Israel den Holocaust benutzt, um sich mit einem Schutzschild der Straflosigkeit zu umgeben, so benutzt in einer abgeleiteten Weise die politische Klasse Deutschlands ihre behauptete Verantwortung für die Geschichte, um Massentötungen zu unterstützen oder zu beschönigen oder zu ignorieren.

Zeitgleich gibt es in der diesjährigen Memory-Studie zum ersten Mal keine Mehrheit der Befragten gegen einen Schlusstrich. Beides schmerzt mich sehr. Umso nötiger, dass wir das heutige Datum begehen in Respekt für alle, die ihr Leben opferten, um jene zu befreien, auf die das Wort Befreite zutrifft. Aber wir tun dies mit Blick auf unsere heutige Verantwortung. Darum trage ich hier heute einen Schal mit palästinensischer Symbolik. Dies an einem 8. Mai zu tun, hätte ich vor einigen Jahren befremdlich gefunden. Aber die Zeiten ändern sich.

IV.

Ich habe über drei Varianten von Befreiung gesprochen, alle unvollendet, ins Stocken geraten oder missbraucht. Stehen wir also mit leeren Händen da? Woher einen Kompass des Denkens und Handelns nehmen, woher Leitlinien, die keine Phrasen sind?

Pankaj Mishra hat seinem jüngsten Buch über die Welt nach Gaza, die er als zunehmend anarchistisch und nihilistisch beschreibt, ein Zitat von Hannah Arendt vorangestellt. Sie schrieb:

„Wenn die Solidarität der Menschheit auf etwas Soliderem beruhen soll als auf der berechtigten Angst vor den dämonischen Fähigkeiten des Menschen, // wenn die neue universelle Nachbarschaft aller Länder zu etwas Erfolgversprechenderem führen soll als zu einer enormen Zunahme gegenseitigen Hasses und einer Gereiztheit aller gegen alle, // dann muss ein Prozess des gegenseitigen Verständnisses und der Selbsterklärung in gigantischem Ausmaß stattfinden.“

Warum zitiere ich das? Hannah Arendt ist seit einem halben Jahrhundert tot, und ich finde es seltsam tröstlich, dass sie bereits damals etwas empfand, was uns heute so quält: nämlich die Abwesenheit einer Weltgesellschaft im positiven, konstruktiven Sinne, bei gleichzeitiger globaler Verknotung fast aller Aspekte von Politik.

Ich hatte das Privileg, über Jahre Länder und Gesellschaften aufzusuchen, wenn sie sich gerade im zitternden Moment großer Hoffnung befanden, nach einem Umsturz oder in einer Revolution – in Momenten also, wo Menschen über sich hinauswachsen und sich durch gemeinschaftliches Handeln in ungeahnter Schönheit zeigen. Ich habe zu viele Aufbrüche

erlebt, um den Glauben an die Menschheit zu verlieren oder zynisch zu werden, auch wenn das Maß des Wiederverlorenen melancholisch stimmen kann.

Aber unsere Begeisterung für Revolutionen und Umstürze hat um die Ereignisse oft einen arg engen Rahmen gezogen. Am Beispiel des Sudans: Aus der Ferne betrachtet tat sich mit der Revolution gegen das Regime von Omar al-Bashir ein neues Bild einer Gesellschaft auf, die als konservativ, verschlossen, vormodern gegolten hatte. Vor Ort wurden mir sofort die historischen Schichtungen bewusst. Der Sudan hat in die Jahrzehnte seit der Unabhängigkeit 1956 einiges an Umstürzen und Diktaturen hineingepresst. Sogar Kinder kannten die gereimten Slogans, die aus vergangenen Erhebungen in die Gegenwart hineinrankten. Und selbst die maßgebliche Beteiligung der Frauen am Sturz von al-Bashir stand auf den Schultern früherer Generationen.

Die jetzige Lage im Sudan ist katastrophal, aber nicht das Ende der Geschichte. Und es ist keine Phrase, wenn die geflüchtete sudanesischen Forscherin Raga Makawi sagt:

„Es wird niemandem gelingen, nochmals so zu regieren, wie es Bashir und seine Untergebenen jahrzehntelang getan haben.“

Vor kurzem war ich in Syrien, einem Land, das sich selbst von einer der schlimmsten Diktaturen der jüngeren Geschichte befreit hat. Der Sturz von Bashar Al-Assad hat viele Facetten, über die man streiten kann, aber er wird von einer großen Mehrheit im Land als Befreiung von schwerer Last empfunden. In diesem Sinne haben sich den Sieg viele angeeignet und zu dem ihren gemacht. Das geht zurück bis zur Opposition der älteren Generation gegen Assads Vater Hafez, ja sogar bis in die Zeit vor dessen Putsch. Hier wird an einem historischen Narrativ von Befreiung gearbeitet, das Opfer, im syrischen Duktus Märtyrer, verschiedenster Epochen einbezieht.

Zugleich traf ich auf Schritt und Tritt Menschen, die kaum vorstellbare Grausamkeiten erlebt haben. Mit Blick auf die untergegangene Diktatur und auf die Frage, wie dies alles „aufgearbeitet“ werden kann, wurde ich immer wieder auf die deutsche Erfahrung angesprochen. Mein Versuch, darauf hinzuweisen, dass die Unterschiede viel größer seien als die Gemeinsamkeiten, drang nicht wirklich durch. Manche verglichen auch mit Franco-Spanien oder gar mit der Französischen Revolution; einige mit Argentinien.

Für uns aber, die wir heute Abend über Befreiungen nachdenken, hält Syrien vor allem folgende Lehre bereit: nie den Fehler machen, die konkreten Bedürfnisse von Menschen nach Schutz und Freiheit irgendwelchen globalen Imperialismus-Analysen unterzuordnen! Medico hat das im Fall Syrien nie gemacht, und dafür bin ich dankbar. Ich habe Überlebende von Chemiewaffen-Angriffen getroffen und mit Beschämung daran gedacht, wie diese Massaker in Teilen der hiesigen Linken gelehrt wurden. -

Ich denke, für das geistige Überleben in der jetzigen Situation sind einige Selbstbefreiungen nötig: zuerst die Befreiung von einem linear geprägten Fortschrittsdenken, das uns heute gefährdet, weil es uns nur Niederlagen und verlorene Anfänge sehen lässt.

Ich habe zu Beginn ein Sprechen in Wendungen, Spiralen und Schleifen angekündigt und ich bin zunehmend überzeugt, dass wir die kreisenden Verläufe historischer Ereignisse erkennen sollten, als Bewegung in Vorgriffen und Rückgriffen. Drei Beispiele, eher willkürlich herausgegriffen:

+ Im Zweiten Weltkrieg präsentierte sich Japans Besatzungs-Imperialismus gegenüber anderen asiatischen Nationen, darunter Indonesien, als Bestrafung weißer Arroganz. War das nicht vielleicht ein Vorgriff auf den rechten Vulgär-Postkolonialismus heutiger Tage? Und doch erleichterte Japans Demütigung der weißen Kolonialmächte nach Ende des Zweiten Weltkriegs einem Land wie Indonesien den Weg zur Unabhängigkeit.

+ Manche blicken heute nostalgisch auf die Zeit der großen Weltsozialforen zurück, als sich eine transnationale Zivilgesellschaft organisierte. Wenn ich mich nicht täusche, ist die weltweite Zahl von Protestbewegungen heute wesentlich größer als damals – nur tun sie uns nicht den Gefallen, sich um gemeinsame Manifeste zu scharen. In einigen Ländern, die bei den Weltsozialforen stark waren, wie den westafrikanischen, hat der Kampf um Souveräni-

tät oder Neo-Souveränität heute einen anderen Charakter. Er mag uns, weil von Militär und Autoritarismus geprägt, weniger gefallen, doch sind diese Bestrebungen, etwa in Mali, in der Bevölkerung populärer als die Sozialforen je waren.

+ Ein drittes Beispiel: 1965 marschierte Rabbi Heschel Seite an Seite mit Martin Luther King von Selma nach Birmingham. Die Allianz zwischen jüdischen und Schwarzen Teilen der Bürgerrechtsbewegung: Wir sehen sie heute mit feuchten Augen. Aber sie war nur möglich, weil Martin Luther King Israel so positiv sah, wie es schon bald, 1967, nicht mehr gesehen werden konnte.

Wenn wir ehrlich sind, können wir uns eingestehen, dass unsere Weltsicht fast immer bestimmte Dinge ausklammerte, um Leuchttürme des Fortschritts zu sehen oder Punkte der Identifikation.

Nehmen wir noch diese Schleife: Nachdem Algerien seine Unabhängigkeit errungen hatte, flohen die meisten algerischen Juden und Jüdinnen nach Frankreich. Kurz darauf kam 1967, die israelische Besetzung des Westjordanlandes – von ihnen gefeiert als Revanche an den Muslimen für den eigenen Verlust der Heimat in Algerien. In der Folgezeit trugen sie dazu bei, dem französischen Judentum seine heutige islamophobe Note zu geben. Letztere ermöglicht nun gar Sympathien für das Rassemblement National.

Wer all diese Linien und Schleifen ins Auge fasst, konnte schon viel früher politisch verzagen. Oder muss es heute nicht tun. Geschichte ist ein offener Prozess. Es hat fast immer ein Kontinuum von Erfolgen und Rückschlägen gegeben. Alles, was einmal erkämpft wurde, kann wieder abgeschafft werden, kann wieder verloren gehen – umso leichter, wenn es nicht verteidigt wird.

Die Folgen einer ungerechten, einer absurd unvernünftigen Weltordnung schlagen nun ausnahmsweise auch auf unseren Teil der Welt zurück – als eine Instabilität, die andere anderswo längst kennen, in viel heftigerem Ausmaß kennen, und darüber doch meist nicht verzagten.

Wir sind nun im globalen Norden mit dem drohenden Untergang der Demokratie, mit Autoritarismus und Militarismus konfrontiert. Es ist nicht mehr möglich, die eigenen Hoffnungen und Zukunftsperspektiven an geographisch weit entfernte Befreiungsbewegungen zu delegieren – eine Haltung, in der Solidarität und Herablassung verschwimmen konnten. Wir sitzen nun selbst auf einem unsicheren Floß und können vielleicht gerade deshalb Internationalismus und solidarisches Handeln anders denken.

Der Spruch, dass niemand frei sei, solange nicht alle frei sind, tritt aus dem pinken Poesiealbum heraus und schaut uns in die Augen.

Dazu möchte ich einen letzten Aspekt von Befreiung aufrufen. Es gab eine Zeit, da mich der Vorwurf beschäftigte, wer zu radikal sei, verschenke die Möglichkeit kleiner Schritte konkreter Veränderung. Das war natürlich das Argument der Grünen, wir sollten endlich „erwachsen“ werden. Ich habe dieses Argument nicht geglaubt, aber ich gebe zu, dass es mich beschäftigt hat, manchmal mehr, als meinem Schreiben anzumerken war. Es gibt ja immer solche verschatteten Ecken.

Heute haben sich solche Belehrungen ad absurdum geführt. Wir können gar nicht radikal genug sein; wir müssen nur wissen, wie.

Meine Schlusssätze leihe ich mir bei Sukarno, sie entstammen seiner Rede zur Eröffnung der Konferenz von Bandung, sind also 70 Jahre alt.

„Ja, wir leben in einer Welt der Angst. Das Leben des Menschen von heute ist von Angst zerfressen und bitter gemacht. (...) Vielleicht ist diese Angst eine größere Gefahr als die Gefahr selbst, denn es ist die Angst, die den Menschen dazu bringt, töricht zu handeln, unüberlegt zu handeln, gefährlich zu handeln. Ich bitte Sie, Schwestern und Brüder, lassen Sie sich bei Ihren Überlegungen nicht von diesen Ängsten leiten, denn die Angst ist eine Säure, die in die Handlungen des Menschen seltsame Muster ätzt. Lasst euch von Hoffnung und Entschlossenheit leiten, lasst euch von Idealen, und, ja, lasst euch von Träumen leiten.“

Charlotte Wiedemann berichtet als Auslandsreporterin seit vielen Jahren über Gesellschaften Asiens und Afrikas. Ihre sieben Bücher prägt, wie einer der Titel lautet, „der Versuch, nicht weiß zu schreiben“: das Bemühen, über eine eurozentrische Betrachtung der Welt hinauszugehen. Im jüngsten Buch „Den Schmerz der Anderen begreifen. Holocaust und Weltgedächtnis“ [2022] bringt sie ihre internationalen Erfahrungen in Dialog mit ihrer langjährigen Beobachtung des deutschen Umgangs mit dem Nationalsozialismus. Sie gehört dem Wissenschaftlichen Beirat des Zentrums Moderner Orient an sowie dem Kuratorium der Stiftung medico international.

Kontakt chawi@gmx.net